



Zehn Jahre nach Eschede – haben wir dazugelernt?



Diplom-Chemiker
CLAUS LANGE
Leitender Branddirektor

Feuerwehr Hannover

Am 3. Juni 1998 ereignete sich auf der ICE-Strecke bei Eschede, Landkreis Celle, um 10.59 Uhr das bisher schwerste Eisenbahnunglück in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Der ICE 884 »Wilhelm Conrad Röntgen«, unterwegs mit 200 km/h, kollidierte mit einer Straßenbrücke. Drei Wagen entgleisten daraufhin, einer überschlug sich, zwei wurden stark deformiert und die Waggons sechs bis zwölf, der Waggon 14 sowie der hintere Triebkopf des ICE schoben sich vor der herabgestürzten Brücke »zollstockartig« ineinander. 101 Tote mussten geborgen werden und mehr als 90 Verletzte waren aus den Trümmern zu befreien. Nahezu 1 900 Helfer waren fünf Tage fast rund um die Uhr im Einsatz.

In vielfältiger Hinsicht steht dieser schwere Unfall – auch nach zehn Jahren – für hohe Einsatzbereitschaft und gut organisierte Hilfe. Der damalige Bundespräsident Roman Herzog hob dies in seiner Traueransprache in der Celler Stadtkirche besonders hervor: »Eschede gilt als Synonym für die gelungene Bewältigung einer Katastrophe.«

Auch eine interdisziplinäre Analyse des ICE-Unglücks von Eschede, die als Symposium im November 1998 durchgeführt wurde, setzte Maßstäbe. Gemachte Erfahrungen darzustellen und die daraus gezogenen Lehren weiterzugeben, war Ziel dieser viel beachteten Tagung. Damals ging es darum, dass den Helfern das Eindringen in die Waggons nur schwerlich gelang – die Deutsche Bahn AG reagierte und schuf verbesserte Zugangsmöglichkeiten, auch von außen. Das Notfallmanagement der Bahn galt es neu auszurichten, die technische Ausstattung der Feuerwehren, besonders vor dem Hintergrund bahnspezifischer Gefahren (z. B. Oberleitung, Tunnelanlagen) anzupassen. Konzepte für den Massenansturm von Verletzten bis hin zur Einbindung von Krankenhäusern wurden überarbeitet. Besonders wichtig war jedoch neben der Opfer- und Angehörigenbetreuung auch die Hilfe für die Helfer. Hohe physische sowie psychische Anspannungen während des Einsatzes führten zu posttraumatischen Störungen. Diese mussten behandelt werden – Fachleute waren gefragt. Heute kennt jede Einsatzkraft den Begriff der psychosozialen Notfallversorgung für Geschädigte, genau so wie für die Einsatzkräfte selbst. Leistungsfähige, flächendeckende Systeme, meist getragen durch die beiden großen Kirchen in Deutschland, stehen bereit, um wirksame Hilfe zu leisten.

Aber auch einsatztaktisch haben die Feuerwehren die Erkenntnisse dieses besonderen Einsatzes genutzt. Führungsstrukturen vor dem Hintergrund interdisziplinären Zusammenwirkens in einem Führungsstab bzw. in einer Technischen Einsatzleitung vor Ort wurden angepasst, die Medienarbeit konnte als Sachgebiet 5 »fest verankert« werden. Führungskräfte müssen »optisch erkennbar sein« – eine wirkungsvolle Kennzeichnung resultierte daraus. Leistungsfähige Führungsmittel als Einsatzleitwagen garantieren erst den Einsatzerfolg. Aber manche Erfahrungen aus dieser Katastrophe haben (immer) noch nicht zu einer Lösung geführt. Beispielhaft zu nennen ist die Umsetzung einer bundeseinheitlichen Patientendokumentation!

Zum Schluss bleibt die Erkenntnis, dass auch heute noch die Bewältigung eines solch schwierigen Einsatzes alle Kräfte der Gefahrenabwehr vor eine sehr große Herausforderung stellen würde. Ohne Zweifel sind die Feuerwehren taktisch und technisch in der Lage, gemeinsam mit den anderen Hilfsorganisationen, wirkungsvoll Menschen zu retten und eine Schadenbekämpfung erfolgreich durchzuführen. Dass nur durch ständiges Training und gemeinsames Üben dieses Ziel erreicht werden kann, muss aber jedem, der Verantwortung trägt, bewusst sein. Deutlich wird dies durch einen markanten Satz des damaligen Celler Oberkreisdirektors Klaus Rathert: »Der Schlüssel für die Bewältigung einer Katastrophe liegt nach unseren Erfahrungen in der Übersicht der Führung und dem möglichst geordneten Zusammenwirken aller Beteiligten.« Es klingt einfach, ist aber dennoch schwierig.